

THEOLOGISCH-PRAKTISCHE QUARTALSCHRIFT

Der Vater im Himmel.

Von Prof. Dr Peter Ketter, Trier.

I.

In zwei kurzen Sätzen läßt sich die Gottesidee des Neuen Testamentes zusammenfassen: Gott ist unser Vater. — Wir sind durch seinen Sohn Jesus Christus im Heiligen Geiste Kinder Gottes. Über den zweiten Satz handelte ein früherer Aufsatz in dieser Zeitschrift.¹⁾ Um das Thema abzurunden, seien im folgenden einige Gedanken über den ersten Satz dargelegt. Dabei braucht wohl nicht näher begründet zu werden, daß sich in dem engen Rahmen zweier Aufsätze nur die Hauptgesichtspunkte aufweisen lassen. Für eine auch nur annähernd erschöpfende Darstellung ist der biblische Stoff viel zu gewaltig und fließen die Quellen zu reich. Ihre Wasser haben sich aber noch nicht gesammelt zu einem ruhig dahingleitenden Strom, eingebettet in die festen Dämme einer schulgemäßen, methodisch und systematisch aufgebauten Theologie. In der Bibel als Offenbarungsschrift stehen wir einer ganz anders gearteten Quellenlage gegenüber. Wie schäumende Bergbäche kommen von allen Seiten die Wasser aus den ewigen Gletscherhöhen herab, und wer ihnen aufwärts nachsteigt, gelangt zu den unermeßlichen und unergründlichen Zonen des inspirierenden Gottesgeistes. Wie alle Bücher des Neuen Testamentes keine theologischen Abhandlungen sind, sondern Gelegenheitsschriften, so bieten auch die darin enthaltenen Aussagen über Gott keinen geschlossenen Traktat, sondern gelegentliche Aufschlüsse, allerdings Aufschlüsse von unfehlbarer Gewißheit. Weil sie jedoch eingekleidet sind in die sprachliche Form und religiöse Denkweise ihrer Zeit, weil das reine, weiße Licht der göttlichen Wahrheitssonne sich im Prisma des menschlichen Geistes der Verfasser der biblischen Bücher siebenfarbig bricht, so ist es nicht immer leicht, den ursprünglichen Sinn der zerstreuten Aussagen zu ermitteln. Aber um so reizvoller ist dieses Bemühen für den suchenden Geist des Menschen und um so lohnender für sein ahnendes Verstehen des tiefsten aller Geheimnisse, das wir aussprechen, wenn wir sagen: Gott.

¹⁾ Unsere Gotteskindschaft, Jahrg. 92 (1939), 231—250.

In einem Satz von klassischer Sprachform und voll gedanklicher Tiefe umreißt der *Verfasser des Hebräerbriefes* gleich zu Beginn seines Schreibens mit wenigen Strichen ein prachtvolles Bild der gesamten Offenbarungsgeschichte: „Vielfach und auf mancherlei Weise hat Gott ehemals zu den Vätern gesprochen durch die Propheten. In diesen Endtagen aber hat er zu uns gesprochen durch den Sohn“ (Hebr 1, 1—2a). Mit noch stärkerer Wucht hat der *vierte Evangelist*, der den Ehrennamen „der Theologe“ erhielt, an das Ende des unvergleichlichen Prologs zu seinem Evangelium die sinnverwandten Worte gestellt: „Das Gesetz wurde durch Moses gegeben, die Gnade und die Wahrheit ist durch Jesus Christus geworden. Niemand hat Gott jemals gesehen. Einer, der Eingeborene, einer, der Gott ist, der, der im Schoße des Vaters ist, der hat uns Kunde gebracht“ (Jo 1, 17—18). Es ist, als stockte dem greisen Apostel der Atem, als vermöchte die zitternde Hand es nicht niederzuschreiben, so muten uns die abgerissenen Worte seines Zeugnisses an. Wie die Eingangsverse des Hebräerbriefes, ebenso unterstreichen auch diese Schlußverse des Johannesprologs zuerst die hohe Bedeutung des Alten Testaments als wirklicher Offenbarung Gottes. Gott hat das Gesetz gegeben. Moses war nur der menschliche Vermittler. Gott selber hat zu den Vätern der Vorzeit gesprochen, indem er immer wieder in mannigfacher Art zu den von ihm berufenen Propheten sprach, ihnen Aufschluß über sein Wesen und seinen Willen gab, damit sie dem Volke davon Kunde brächten. Er sprach zu ihnen durch die innere Stimme oder im Traum oder in der Ekstase. Auch haben die Propheten zwar Gott gesehen. Das will Johannes nicht in Abrede stellen, aber sie sahen ihn meist nur in symbolhaften Bildern oder in rasch vorübergehenden Visionen. Es war, wie wenn ein Blitz oder Meteor für kurze Augenblicke die vorher in Dunkel gehüllte und nachher wieder im Dunkel daliegende Landschaft erhellt.

Aber keinem Sterblichen war es vergönnt oder auch nur möglich, Gott dauernd zu schauen. Er wohnt in einem für unser leibliches Auge unzugänglichen Licht. Zieht er einmal den Schleier zurück, so erschrickt der Mensch im Bewußtsein seiner Sündhaftigkeit, wie wir es beim Propheten Isaias hören: „Wehe mir! Ich bin verloren! Bin ich doch ein Mann mit unreinen Lippen und wohne unter einem Volke mit unreinen Lippen. Und nun habe ich den König geschaut, den Herrn der Heerscharen, mit meinen Augen!“ (Is 6, 5). Etwas ganz Ähnliches erzählt uns der Evangelist Lukas. Christus hatte den Jüngern durch das Wunder des reichen Fischfangs seine göttliche Macht geoffenbart. Überwältigt von diesem Erlebnis unmittelbaren göttlichen Eingreifens in den Bereich seiner Berufsarbeit, wirft sich der sonst so rauhe und selbstbewußte Petrus vor dem Meister auf die Knie und ruft: „Herr, geh fort von mir, denn ich bin ein sündiger Mensch!“ Die Angst vor der Gottesnähe hatte ihn erfaßt. Nur einem einzigen war es gegeben, Gott nicht bloß ab und zu sehen zu dürfen und nur gelegentliche Offenbarungen entgegenzunehmen, vielmehr ständig in unmittelbarer Anschauung

des Allerhöchsten zu leben, dem eingeborenen Sohne Gottes. Ihm allein ist die Gottesschau wesenhaft. „Niemand kennt den Sohn als der Vater, und niemand kennt den Vater als der Sohn und wem der Sohn es offenbaren will“ (Mt 11, 27). Dieser einzig zuständige Zeuge hat uns, wie der vierte Evangelist feierlich erklärt, Kunde darüber gebracht, was Gott sei. *Mit Christus und in Christus hat also die Gottesoffenbarung ihren Höhepunkt erreicht.* Was Christus über Gott lehrt, ist nicht *eine* Lehre, sondern *die* Lehre über Gott. Er *lehrt* nicht nur die Wahrheit, er *ist* die Wahrheit selber. Er *zeigt* nicht nur einen Weg zu Gott, er *ist* selber der einzige Weg zu ihm. „Niemand kommt zum Vater außer durch mich“ (Jo 14,6). Seitdem der letzte amtliche Christuszeuge, der letzte Apostel, gestorben ist, hat die allgemeine Offenbarung für immer ihren Abschluß gefunden. Sache des vom Geiste Gottes erleuchteten und geleiteten kirchlichen Lehramtes ist es, das anvertraute Offenbarungsgut zu hüten und die Menschheit tiefer in sein Verständnis einzuführen.

II.

Wollen wir also die Gottesidee in ihrer Reinheit und Vollendung, auf ihrem offenbarungsgeschichtlichen Gipfelpunkt kennen lernen, so müssen wir zu Christus gehen. Er allein hat Worte des ewigen Lebens (Jo 6, 68). Worin liegt nun das Wesentliche, das Charakteristische in der Lehre Jesu über Gott? Jesu Verkündigung heißt Euangelion, Frohbotschaft. Das Froheste und Beglückendste daran aber ist, daß er uns **Gott als Vater** erkennen, verehren und lieben gelehrt hat. Er hat uns dadurch die zitternde Angst vor dem Ewigen genommen und uns die Gewißheit gegeben, daß über uns eine unendliche Güte wohnt, eine persönliche Liebe, der es nicht gleichgültig ist, wie es um uns steht. Sagen wir Gott, so stehen wir vor lauter Geheimnissen. Sagen wir aber Vater, so haben wir für den unbegreiflichen, unendlichen Gott einen Namen, der aus unserer täglichen Beobachtung uns geläufig ist. „Was ein Vater ist und will, das wissen wir ja aus unserer Erfahrung von Mensch zu Mensch ganz genau: Der, dem das Wohl seines Kindes am Herzen liegt, der für es sorgt, es durch frohe und schwere Zeiten treulich hindurchführt; der, auf den das Kind sich verlassen kann, auch wo es sein Tun nicht ganz versteht, weil er weiter sieht als das Kind und besser weiß, was diesem gut ist, als das Kind selbst in seiner kindlichen Kurzsichtigkeit und Unerfahrenheit. Alles, was ein treuester menschlicher Vater dem geliebten Kind gegenüber sinnt und tut, nur der Schranken menschlicher Schwachheit und Irrtumsfähigkeit entkleidet, dessen sollen und dürfen wir uns zu dem versehen, der das letzte Rätsel alles Lebens ist, wenn wir Gott Vater nennen.“²⁾

Es wäre aber verkehrt zu glauben, Christus habe der Menschheit etwas bis dahin völlig Unbekanntes geöffnet, als

²⁾ Karl Eger, Die Botschaft Jesu von der Herrschaft Gottes. Berlin 1925, 87—88.

er sie lehrte, in Gott den Vater zu sehen. Es ist nicht so, wie Marcion schon im zweiten Jahrhundert behauptete, Christus habe den Gott des Alten Testamentes abgetan und einen neuen Gott verkündet. Der Gott des A. T. sei nur ein jüdischer Nationalgott, ein Wesen voll Bosheit, Zorn und Grausamkeit. Wer das behauptet, muß entweder von dem gleichen blinden Haß gegen das A. T. erfüllt sein wie Marcion oder er muß das A. T. als „Die große Täuschung“ der Menschheit ablehnen. Dann aber muß er auch wesentliche Teile des N. T. streichen. Darum hat die Kirche schon in einem ihrer älteren Glaubensbekenntnisse erklärt: „Wenn einer sagt und glaubt, ein anderer sei der Gott des Alten Bundes, ein anderer der Gott der Evangelien, der sei im Banne.“³⁾

Auch den Frommen des Alten Bundes war der Allheilige und Allmächtige bekannt unter dem Namen Vater. Sogar die Heiden sprachen vom „Vater Zeus“. Gottes Güte, väterliche Sorge und Treue sowohl seinem auserwählten Volke als auch dem einzelnen Gläubigen gegenüber haben in den Schriften des A. T., namentlich in den Psalmen, ergreifenden Ausdruck gefunden. „Wie ein Vater seiner Kinder sich erbarmt, so erbarmt sich der Herr derer, die ihn fürchten. Er weiß ja, welch armseliges Gebilde wir sind, er denkt daran, daß wir nur Staub sind“ (Ps 103, 13—14). Eine bittere Klage beim Propheten Jeremias gewährt uns Einblick in die väterlichen Heilsabsichten Gottes mit seinem Volke und belehrt uns, daß die Untreue und Widerspenstigkeit Israels die Schuld daran trugen, daß nicht schon im Alten Bund Gott sich weit mehr als gütiger Vater offenbaren konnte. So war es nämlich seine Absicht. Gott wirft da einen wehmütigen Rückblick auf die Vergangenheit und spricht: „Ich hatte zwar gedacht: Wie will ich dich an Sohnes Statt behandeln und dir ein köstlich Land verleihen, den herrlichsten Besitz der Heidenvölker. Und weiter hoffte ich, du würdest dann ‚mein Vater‘ zu mir sagen und niemals von mir fortgehen! Doch wie ein Weib, das seinem Mann die Treue bricht, so habt ihr mir den Treueschwur gebrochen, Haus-Israel! Ein Spruch des Herrn“ (Jer 3, 19—20). Doch diese Klänge voll kindlichen Vertrauens zu dem liebenden Vater im Himmel und voll zärtlicher Milde gegen die Kinder auf Erden vernimmt das Ohr nur selten im A. T. Das Leitmotiv klingt anders. Der Gedanke an die absolute Gewalt und die erschreckende Majestät Gottes herrscht da vor. So forderte es die Erziehungsweisheit des Herrn gegenüber einem halsstarrigen Volke.

Im N. T. dagegen hat Christus zwischen Gott und Mensch ein viel zarteres Band geknüpft. 266mal wird Gott im N. T. Vater genannt. Christus hat den Vaternamen für Gott öfter gebraucht als irgend eine andere Bezeichnung. Er hat die liebende Hingabe an Gott, den Glauben an Gottes unendliche Güte und Barmherzigkeit zum beherrschenden Lebensgefühl seiner Religion gemacht. Nur aus diesem Lebensgefühl heraus, dem christlichen Lebens-

³⁾ Denz. 28.

gefühl, konnte der ehemalige Pharisäer *Paulus* den Korinthern schreiben: „Gepriesen sei der Gott und Vater unsers Herrn Jesus Christus, der Vater der Barmherzigkeit und der Gott alles Trostes. Er tröstet uns in all unserer Trübsal, damit wir dann unsererits alle, die sich in irgend einer Trübsal befinden, mit dem Trost erquicken können, den wir selbst von Gott empfangen“ (2 Kor 1, 3—4). Die Worte bilden das Capitulum in der Sonntagsvesper, und es ist schade, daß dabei der Hinweis auf den Zweck der göttlichen Tröstung als Mahnwort (V. 4 b) an uns fortgelassen worden ist. Beim Rückblick auf sein Wirken am Abend vor dem Leiden wendet sich *Christus* in dem sogenannten *Hohepriesterlichen Gebet* an den Vater und spricht: „Vater, die Stunde ist gekommen: Verherrliche deinen Sohn, damit dein Sohn dich verherrliche. Gleichwie du ihm Macht gabst über alles Fleisch, damit er allem, was du ihm gegeben hast, ewiges Leben verleihst. Das aber ist das ewige Leben, daß sie dich erkennen, den allein wahren Gott, und den du gesandt hast, Jesus Christus.“ Dieses Selbstzeugnis ist für die Lehre Jesu über Gott sehr aufschlußreich. Um der ganzen Menschheit Leben, ewiges, göttliches Leben zu vermitteln, ist der Sohn Gottes Mensch geworden. „Ich bin gekommen, damit sie Leben haben und in Fülle haben“ (Jo 10, 10). Worin aber besteht dieses Leben? In der rechten Erkenntnis Gottes des Vaters und seines Sohnes. Dann fährt Christus in seinem Gebet fort: „Ich habe dich auf Erden verherrlicht. Ich habe das Werk vollendet, das du mir aufgetragen hast.“ Und worin bestand dieses Werk? „Ich habe deinen Namen den Menschen geoffenbart“ (Jo 17, 1—6). Das war also der Lebensberuf des Messias, den Menschen den Namen Gottes zu offenbaren. „Kannten sie denn den Namen Gottes nicht?“ fragt Augustinus. Und er antwortet: „Nicht jenen Namen, wonach du Gott heißest, sondern jenen, wonach du mein Vater heißest, ein Name, der ohne die Offenbarung des Sohnes nicht geoffenbart werden könnte.“⁴⁾

Den Spuren der Vatergüte Gottes begegnet nach der Lehre Jesu der Mensch allenthalben in der *Natur*. Gott sorgt wie ein Vater in einem großen Haushalt für alles. Er kleidet die Blumen des Feldes herrlicher als Salomon gekleidet war, ohne daß sie arbeiten und spinnen. Er nährt die Vögel des Himmels, ohne daß sie säen und ernten und die Speicher füllen. Der Sperling auf dem Dach und das Gras in der Steppe sind Gegenstand seiner väterlichen Vorsehung.

Hatten die zeitgenössischen Theologen die Gottesidee verbogen, so daß ein despotischer orientalischer Herrscher aus ihm gemacht worden war, der fern von uns mit seinem Hofstaat thront und sich nur um uns kümmert, wenn wir Strafe oder Lohn zu erwarten haben, so lehrte Christus, daß auch die geringfügigsten Dinge im *Menschenleben* unter Gottes Vatersorge fallen. Er hat die Haare unseres Hauptes gezählt, und ohne seinen Willen fällt keines davon zu Boden. Er hat die Tage unseres Lebens bemessen, und mit all unserer Sorge gelingt es uns nicht,

⁴⁾ 106. Vortrag über das Joh.-Evang. 4.

dieser vorherbestimmten Lebenslänge auch nur eine Elle hinzuzufügen. Er kennt unsere Not, ehe wir davon zu ihm sprechen. Und doch will er, daß wir voll Vertrauen ihm all unsere kleinen und großen Anliegen vortragen, wie ein guter Vater es macht, um sein Kind zu erziehen. Aber alles verzagte und ängstliche Sorgen unsererseits müßte ihn kränken.

Es gibt keine Religion auf Erden, in der die *kindliche Zuversicht gegenüber Gott so zum Wesen der rechten Seelenhaltung gehört wie in der Religion Jesu*. Der Vorwurf, den er am häufigsten gegen seine Jünger erhebt, ist ihr mangelndes Vertrauen: „Ihr Kleingläubigen!“ Was uns so natürlich erscheint, nämlich das Sorgen um Speise und Trank und Kleidung, das bezeichnet Jesus geradezu als Wesenszug der Heiden, die auf keinen Vater im Himmel vertrauen. Der Aufruf zum Kindesvertrauen gehört zu den bekanntesten Stellen der Bergpredigt. Daß er aber auch zu den am wenigsten ernst genommenen und befolgten Jesusworten gehört, beweist, wieviel Heidnisches noch immer in uns steckt. „Wenn Gott das Gras auf dem Felde, das heute steht und morgen in den Ofen geworfen wird, so herrlich kleidet, wieviel mehr euch, ihr Kleingläubigen! Darum sollt ihr nicht sorgenvoll fragen: Was sollen wir essen, was sollen wir trinken und was sollen wir anziehen? Nach all dem trachten die Heiden. Euer himmlischer Vater weiß ja, daß ihr all das braucht. Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, dann wird euch das alles dazugegeben werden. Ihr sollt euch deshalb nicht sorgen um das Morgen; das Morgen wird für sich selber sorgen. Jeder Tag hat genug an seiner Plag!“ (Mt 6, 30—34). Als Gotteskinder dürfen und sollen wir also ein *unbegrenztes Vertrauen zu unserem himmlischen Vater* haben und Bitten an ihn richten, die fast wie Vermessenheit klingen. Christus selbst legt uns Bitten dieser Art nahe und kennzeichnet sie, wenn sie in rechter Gesinnung vorgetragen werden, als Maßstab des echten Glaubens an die Macht und Hilfsbereitschaft des Vaters. Als nämlich seine Jünger wahrnahmen, wie der Fluch des Meisters sich an dem unfruchtbaren Feigenbaum wirksam erwiesen hatte, und als sie ihn voll Erstaunen darauf aufmerksam machten, entgegnete er: „Habet Glauben an Gott! Wahrlich, ich sage euch: Wer zu diesem Berge spricht: Hebe dich und stürze dich ins Meer, und er zweifelt nicht in seinem Herzen, sondern glaubt, daß alles, was er sagt, geschehen werde, so wird es ihm zuteil. Darum sage ich euch: Alles, was ihr im Gebete begehrt, glaubet nur, daß ihr es erhaltet, so wird es euch zuteil werden“ (Mk 11, 22—24).

Ist das etwa die Gottesidee eines romantischen Schwärmers, vielleicht brauchbar für solche, die andere zum Gottvertrauen aufrufen, selbst aber nicht von der *Last und Not des Lebens* gedrückt werden? Man hat es behauptet, dabei aber vergessen, daß Jesus als armer Handwerker das menschliche Leben mit allen seinen Sorgen und Härten gekannt hat. Er wußte ebenso um die furchtbaren Naturkatastrophen wie von schweren Schicksalschlägen und tiefstem Leid. Er selber stand weinend am Grabe des Freundes. Aber er hat die Menschheit gelehrt, im Leiden und

Unglück kein blindes Geschick zu sehen, sondern hat es geradezu mit der Vatergüte Gottes in Beziehung gesetzt. Krankheit und Unglück sind nicht nur die Folgen eigener oder fremder Schuld. Das war die furchtbare Auffassung des Judentums zur Zeit Christi: Wem es schlecht geht, der ist schuldig vor Gott. Wer dagegen Glück hat und Erfolg, ist Gottes Liebling. Bis heute stecken noch sehr weite Kreise in dieser durch und durch jüdischen, aber nicht biblischen Theodizee. Auch die Jünger Jesu waren als Kinder ihrer Zeit und ihres Volkes dieser Meinung. Darum fragten sie den Meister beim Anblick des Blindgeborenen an der Tempelpforte: „Wer hat gesündigt, der da oder seine Eltern, daß er blind geboren wurde?“ Jesu Antwort aber lautet: „Weder dieser hat sich versündigt noch seine Eltern, sondern Gottes Werke sollen an ihm offenbar werden“ (Jo 9, 2—3). Das Unglück des armen Blindgeborenen wird durch diese unmittelbare Einordnung in Gottes Vorsehung zu einer positiven Leistung. Der von den Menschen für schuldig gehaltene oder wenigstens bemitleidete Kranke erfüllt eine wahrhaft große Aufgabe: er wird infolge des Wunders, das an ihm geschieht und von Ewigkeit her von Gott beabsichtigt war, zum Wohltäter an anderen, indem er ihnen den Weg zum Glauben weist. Zwar werden nicht viele Kranke so offensichtlich zum Werkzeug der Vatergüte Gottes gemacht, aber wir wissen nun aus Jesu Mund, daß wir auch dann nicht irre werden dürfen an der Liebe des himmlischen Vaters, wenn uns seine Absichten verborgen bleiben. Ähnlich lautete der Bescheid Jesu, als ihm Martha und Maria die ernste Erkrankung ihres Bruders meldeten: „Diese Krankheit hat nicht den Tod zum Zweck, sondern Gottes Verherrlichung; der Sohn Gottes soll durch sie verherrlicht werden“ (Jo 11, 4). Durch Leiden und Trübsale, die wir mit christlicher Geduld auf uns nehmen, erfüllen wir also in besonderem Maße unsere Hauptlebensaufgabe, indem wir dadurch zur Verherrlichung Gottes beitragen. Darum beschneidet der Vater im Himmel als göttlicher Winzer mit dem scharfen Messer irdischer Prüfungen die ungeordneten Triebe unserer erb-sündigen Natur, damit wir „reichlichere Frucht bringen“ (Jo 15, 2). Wie der edelste Wein nur in heißem Sonnenbrand gedeiht, so reifen die kostbarsten Früchte der Übernatur nur in der Leidensglut. Und je mehr wir dieser Absicht Gottes entsprechen, desto gehorsamere Kinder des himmlischen Vaters und desto treuere Jünger seines Sohnes sind wir: „Dadurch wird mein Vater verherrlicht, daß ihr viele Frucht bringt und euch als meine Jünger erweist“ (Jo 15, 8). Es ist hier nicht der Ort, auf diesen für die christliche Lebensformung außerordentlich wichtigen Gedanken näher einzugehen. Die kurze Andeutung möge genügen zum Erweis, daß die Gottesidee des Neuen Testaments allein imstande ist, auch das uralte Problem des unverschuldeten Leidens zu lösen. Vergeblich haben Job und seine Freunde sich darum bemüht, und so nahe auch einige Psalmen an die Lösung heranführten, die letzte Antwort wußten sie noch nicht zu geben, weil erst der menschgewordene Gottessohn uns über die Heilsabsichten des Vaters, wenn er seine Kinder prüft, volle Offen-

barung brachte, namentlich durch sein eigenes stellvertretendes Erlöserleiden.⁵⁾

III.

In zwei Punkten trat Christus durch seine Lehre von Gott dem Vater in einen besonders scharfen **Gegensatz zur Theologie des Judentums seiner Zeit**. Wohl gemerkt! Nicht in Gegensatz zur Gottesidee des Alten Testamentes, sondern zu dem Zerrbild, das in den Schulen der pharisäischen Schriftgelehrten und Gesetzeslehrer daraus geworden war. In den Wirrungen der Gegenwart kann nicht nachdrücklich genug diese Unterscheidung zwischen der Lehre des nachexilischen Judentums und der Offenbarung des Alten Testamentes gefordert werden. Das gilt in unserer Frage zunächst von dem *Vergeltungsgedanken*. Auch in Jesu Lehre ist Gott der oberste Richter, der gerechte Belohner des Guten und Bestrafer des Bösen. Zwar wartet er oft lange, aber dann ist sein Urteil unabänderlich für die Ewigkeit. Das lehrt anschaulich das Gleichnis vom reichen Prasser und dem armen Lazarus. Hienieden macht Gott scheinbar keinen Unterschied zwischen Frommen und Gottlosen. „Er läßt seine Sonne aufgehen über Gute und Böse, er läßt regnen über Gerechte und Ungerechte“ (Mt 5, 45). Er hat ja Zeit zum Warten und will dem Sünder Zeit geben zur Einsicht und Umkehr. Dieser Vater im Himmel läßt sich in seinem Urteil nicht bestechen durch Menschenrücksichten. „Bei ihm gilt kein Ansehen der Person“ (Röm 2, 11; 1 Petr 1, 17). Er läßt sich auch nicht betören durch frommes Getue und äußeren Schein. Er sieht aufs Herz, auf die Gesinnung: „Dein Vater, der ins Verborgene sieht, er wird es dir vergelten“ (Mt 6, 4. 6. 18). Aber Christus will die Religion nicht ins Herzkammerlein verschließen. Sie darf nicht in die Sakristei eingesperrt werden. Deshalb fordert er ein mutiges Bekenntnis des Glaubens: „Wer mich vor den Menschen bekennt, den werde auch ich vor meinem Vater im Himmel bekennen. Wer mich aber vor den Menschen verleugnet, den werde auch ich verleugnen vor meinem Vater im Himmel“ (Mt 10, 32—33). Dieser Vater hat „die Macht, Leib und Seele in die Hölle zu stürzen“ (Mt 10, 28). Nach dem Urteil über den unbarmherzigen Knecht erklärt Christus feierlich: „Ebenso wird mein himmlischer Vater mit euch verfahren, wenn ihr alle einander nicht von Herzen verzeiht“ (Mt 18, 35). Was hatte die jüdische Theologie aus dem Vergeltungsgedanken gemacht? Ein Rechenexempel, ein Geschäft. Der Mensch leistet bis zum Buchstaben Gesetzeswerke und erwartet dann von Seite Gottes als Gegenleistung Lohn im Diesseits und Jenseits, und zwar genau nach den Werken des Menschen bemessen. Jesus kannte das Menschenherz viel zu gut, als daß er aus seiner Religion den Lohngedanken völlig ausgeschaltet hätte. Mit dem kalten kategorischen Imperativ des Gutseins und Guthandelns aus bloßem Pflichtgefühl werden die Menschen nie

⁵⁾ Vgl. den Aufsatz „Unsere Gotteskindschaft“ in dieser Zeitschrift 92 (1939), 244—246.

auskommen. Aber im Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg hat Jesus uns eingeschärft, daß Gott vollkommen frei ist in der Zubemessung des Lohnes. Gibt also der Vater im Himmel nach Willkür dem einen mehr, dem anderen weniger? Das war die falsche Auffassung des murrenden Arbeiters. Der Hausvater aber antwortet ihm: „Kann ich mit meinem Eigentum nicht machen, was ich will? Sieht dein Auge scheel, weil ich gut bin?“ (Mt 20, 15). Güte also ist die Triebfeder, nicht Willkür.

Noch deutlicher offenbart sich Gottes väterliche Güte, Langmut und Barmherzigkeit im *Verzeihen*. Dem Knecht, der nicht bezahlen kann, erläßt der Herr großmütig die ganze Schuld. Den verlorenen Sohn, der das väterliche Erbteil mit leichtfertigen Zechgenossen verjubelt hat und dann zerlumpt und ausgehungert, aber reumütig und demütig heimkehrt, schließt der Vater liebevoll in seine Arme und feiert ein Freudenfest zum Willkomm. Wäre uns nur dieses eine Gleichnis aus dem Munde Jesu überliefert, es genügte, um uns die Gottesidee des N. T. in ihrer anziehenden und trostvollen Schönheit anschaulich zu machen, sie aber auch in ihrem Gegensatz zur Gottesidee des Judentums zur Zeit Jesu zu erfassen. Der ältere Bruder des verlorenen Sohnes ist der Typ pharisäischer Denkart. Äußerlich ein Musterjunge, ist er innerlich voll Selbstsucht und Neid. Kleinlich, unversöhnlich, wie er ist, macht er dem Vater Vorwürfe wegen seines Tuns. In der Verurteilung der lieblosen Gesinnung und der starren, verkrampften Gottesidee der Pharisäer liegt ebenso die Tendenz dieses erhabenen Gleichnisses wie in der Schilderung der verzeihenden Vaterliebe Gottes gegenüber dem reumütigen Sünder. Es wird nicht immer hinreichend beachtet, daß Christus die Erfüllung unserer an den Vater gerichteten Bitten nicht nur von dem Maße unseres Vertrauens auf seine Güte, sondern auch von der *Nachahmung seiner göttlichen Barmherzigkeit* abhängig erklärt hat. Die Grundhaltung unserer eigenen Seele gegenüber unseren Mitmenschen muß etwas von der verzeihenden Liebe des himmlischen Vaters zu seinen Kindern auf Erden widerspiegeln, wenn wir mit unseren Anliegen vor ihn hintreten. Sonst nimmt er unser Opfer nicht an (Mt 5, 23—24), verzeiht uns nicht unsere Sünden (Mt 6, 14—15) und achtet nicht auf unser Beten: „Wenn ihr zum Gebete dasteht, so vergebet, wenn ihr etwas gegen jemand habt, damit auch euer Vater im Himmel euch vergebe“ (Mk 11, 25). Diese Mahnung steht unmittelbar hinter der Lehre Jesu über den Glauben, der Berge zu versetzen vermag. Die fünfte Vaterunserbitte fordert die gleiche Bereitschaft zum gegenseitigen Verzeihen (Mt 6, 12). So hat Christus den Vergeltungsgedanken geläutert von Fatalismus und Egoismus. Auch im Gebet bleibt der Mensch Glied der Gemeinschaft, Kind der großen Gottesfamilie. Was er vom gemeinsamen Vater für sich erfleht, darf er dem Bruder und der Schwester nicht verweigern.

Ein zweites Moment hebt die Gottesidee des N. T. scharf vom jüdischen Gottesbegriff ab. Das ist die *universale Erweiterung statt der nationalen Verengung*. Gewiß verkündeten Jesus und seine Apostel keinen anderen Gott als den Gott Abrahams, Isaaks

und Jakobs, den Gott, der Israel zu seinem Volke erwählt hatte. Aber schon der Vorläufer am Jordan hielt den auf ihre Rasseprivilegien pochenden Pharisäern und Schriftgelehrten entgegen: „Laßt euch nicht einfallen zu denken: Wir haben Abraham zum Vater. Denn ich sage euch: Gott vermag dem Abraham aus diesen Steinen da Kinder zu erwecken“ (Mt 3, 9). Noch schärfer rechnete Christus mit diesen selbstbewußten Gegnern ab. Sie machten den Glauben an seine Sendung vom Vater her abhängig von Zeichen und Wundern. Der heidnische Hauptmann dagegen glaubte demütig seinem Wort und hielt sich nicht für würdig, daß der Herr einkehre unter seinem Dach. „Da Jesus das hörte, wunderte er sich und sprach zu denen, die ihm folgten: Wahrlich, ich sage euch: So großen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden. Ich sage euch: Viele werden von Osten und Westen kommen und mit Abraham, Isaak und Jakob im Himmelreiche zu Tische sitzen; die Kinder des Reiches aber werden hinausgeworfen werden in die Finsternis draußen; da wird Heulen und Zähneknirschen sein“ (Mt 8, 10—12). An Stelle des einen Volkes Israel wird also die Menschheit treten. An Stelle „Israels dem Fleische nach“, wie Paulus es ausdrückt, wird das Israel des Neuen Bundes rücken. Christus hat die Scheidewand der völkischen Privilegien niedergerissen und allen Menschen den Zutritt zu Gott, ihrem gemeinsamen Vater, freigemacht (Eph 2, 12—18). (Schluß folgt.)

Kirchenaustritt dogmatisch gesehen.

Von Johannes Beumer S. J., Valkenburg (Holland).

Eine ernste Aufgabe des Seelsorgers von heute ist es, sich mit dem Austritt aus der katholischen Kirche zu beschäftigen: mit den Gründen, die man als maßgebend für einen derartigen Schritt hinstellt, und mit den Mitteln und Wegen, wie der Entfremdung gegenüber der Kirche vorgebeugt werden kann. Zudem hat die Frage noch eine moraltheologische Seite: es müßte untersucht werden, inwieweit ein Kirchenaustritt mit sittlicher Schuld verbunden ist, ob etwa unter gegebenen Umständen Entschuldigungsgründe geltend gemacht werden können. Auch das Kirchenrecht hat ein Wort mitzureden; ihm untersteht der Aufweis der rechtlichen Folgen des Kirchenabfalles im kirchlichen Leben. Im vorliegenden Aufsatz möchten wir einmal in *dogmatischer Sicht* an das Problem herantreten; es soll herausgestellt werden, was in der Wirklichkeit der übernatürlichen Seinsordnung nach dem Zeugnis der Glaubensquellen vor sich geht, wenn ein Katholik aus der Kirche austritt oder wenigstens seinen Austritt öffentlich, vielleicht rein äußerlich erklärt. Bei dieser Untersuchung werden moraltheologische Erwägungen hie und da gestreift werden. Auch für die seelsorgliche Behandlung des Problems hoffen wir in dieser Schau einige kleine Hinweise vom Dogmatischen her geben zu können.